

6.

Gesellschaftliche Desorientierung im neuen Geiste des Kapitalismus

Franz Schultheis

Professor Dr., Ordinarius des Soziologischen Seminars der Universität St. Gallen

In der Regel verwendet man den Begriff »Desorientierung« zur Beschreibung einer mangelnden Kompetenz des »Sich-zurecht-Findens« in der Wirklichkeit, einem Verlust an Fähigkeiten der Selbststeuerung, welchen man auf unterschiedliche pathologische Symptome wie Altersdemenz oder psychische Defekte zurückführt: Desorientierung, so heisst es, ist »die Unfähigkeit, sich in Bezug auf Zeit, Raum und die eigene Person zurechtzufinden; Begleitsymptom von Bewusstseinsstörungen sowie schwerer Beeinträchtigung der Intelligenz und Merkfähigkeit« (Wikipedia).

Diese individualistische Anamnese von Desorientierung, bei der diese gewissermassen naturalisiert wird, setzt stillschweigend eine selbstevidente objektive Realität voraus und schreibt dem Individuum die Verantwortung dafür zu, sich in dieser zu »orientieren«, wie sie auch immer beschaffen sein mag. Dass dieses Krankheitsbild in beachtlichem Umfange zum Alltagsgeschäft von Ärzten und Psychiatern, Psychologen und Pädagogen gehört, wird hier keineswegs infrage gestellt. Dass es sich bei der Frage von Orientierung und Desorientierung jedoch allein um einen physiologischen oder psychologischen Defekt auf individueller Ebene handelt, jedoch durchaus. Nimmt man zum Beispiel das Phänomen Selbstmord als Indikator einer Extremform von existenzieller Krise und Orientierungsverlust, so lässt sich seit Émile Durkheims bahnbrechender Studie *Der Selbstmord* nicht mehr bezweifeln, dass der Suizid immer auch ein gesellschaftliches Phänomen darstellt, eine soziale Regelmässigkeit und -haftigkeit aufweist und seine Ursachen zu einem guten Teil in der Dynamik des sozialen Lebens findet. Analog hierzu möchten wir nachfolgend die These vertreten, dass die komplexe Frage von Orientierung und Desorientierung ebenso aus der reduktionistischen, subjektivistischen Sicht herausgelöst und auf ihre elementaren und konstitutiven gesellschaftlichen Faktoren befragt werden muss. Hierbei wird jene Wirklichkeit, gegenüber der Individuen in bestimmten Situationen in eine Schieflage geraten können, nicht einfach als quasi natürliche, selbstevidente Gegebenheit vorausgesetzt, sondern als gesellschaftlich konstruierte angesehen.

In konstruktivistischer Sicht ist eben diese Wirklichkeit alles andere als eine unhinterfragbare Faktizität, sondern selbst immer nur ein soziohistorisches Konstrukt, hervorgebracht in komplexen kollektiven Praktiken und kollektiven Zuschreibungen. Diese gesellschaftlichen Konstruktionen sind von mehr oder weniger grosser Dauerhaftigkeit und Verlässlichkeit, bieten den beteiligten Subjekten mehr oder minder stabile Orientierungen und Plausibilitätsstrukturen für ihre alltägliche Lebensführung. Wie brüchig diese alltagsweltlichen Koordinatensysteme sein können, hat jede und jeder wohl schon in unterschiedlichem Ausmass am eigenen Leib (und an der Seele) erfahren müssen. Um dieser Erfahrung einen konkreten Ausdruck zu geben, wird nachfolgend eine Konversation aus dem Internet zitiert, die mittels einer kurzen Internet-Recherche unter dem Stichwort, Desorientierung identifiziert werden konnte.

BLACKOUT: SUBJEKTIVES ZEUGNIS EINER GESELLSCHAFTLICHEN ERFAHRUNG

Rosnelda meldet sich in einem Chatroom mit dieser Problematik zu Wort: »Mein Problem ist Folgendes: In letzter Zeit ist es mir nun schon ein paar Mal passiert, dass ich nicht wusste, welcher Tag heute eigentlich ist, ob zum Beispiel Montag oder Dienstag ist. Es ist dann so, als hätte ich einen totalen Blackout. Ich muss dazu sagen, dass ich das Abi gemacht hab und nun seit ca. sechs Wochen Ferien habe

(vielleicht liegt es daran?). Ich mache mir jetzt halt schon ziemliche Sorgen. Kennt jemand das auch oder ist das wirklich bedenklich? Wäre froh über eine Antwort!«

Rosnelda muss nicht lange auf Antwort warten. Ein Zeitgenosse mit dem Pseudonym »Mäuserich« meldet sich und tröstet sie mit folgenden Worten: »Nehme an, dass du bis zum Abi einen Tagesrhythmus hattest und nun seit den Ferien keinen geregelten Tagesrhythmus mehr. Versuche, ihn wiederzufinden und bis zum Studium vielleicht einer sinnvollen Beschäftigung nachzugehen oder sonst irgendwie geregelt aufzustehen, zu essen usw.«

Und auch »Seanot7or« weiss aus eigener Erfahrung, wie es zu solchen Zuständen der Desorientierung kommen kann und berichtet: »Wenn ich 'ne Weile lang im Nachtdienst war, dann muss ich auch manchmal fragen, was für ein Tag überhaupt ist. Gruss Seanot7or.« Analytischer wird es bei der nächsten Stellungnahme: »Bei mir passiert das, wenn ich keine feste Struktur habe (zum Beispiel Arbeit), sondern jeden Tag zu Hause sitze, lange schlafe und so. Dachte letztes, am Donnerstag, auch, dass schon Freitag ist. Gras-Halm.«

Rosnelda steht also nicht allein da mit ihrer beängstigenden Erfahrung: Sie teilt sie mit anderen, und allein das wirkt beruhigend: »Danke schon mal. Da bin ich ja etwas beruhigt, dass das auch andere kennen. Als leichter Hypochonder hab ich mir gleich wieder Sorgen gemacht. Zumal mein Zeitgefühl allgemein momentan völlig entgleist ist. Ich weiss zum Teil nicht mehr, ob etwas gestern, vorgestern oder noch früher war. Irgendwie ist alles total verschleiert. Rosnelda.« Und zum krönenden Abschluss dieser spontanen Gruppentherapie in Sachen Desorientierung eine interessante Wende: »Sei doch froh. Das ist ein Zeichen, dass du schön entspannt bist.«

Was ist hier passiert? Einige Besucher einer Chat-Website tauschen sich über eine zunächst rein individuelle Erfahrung einer Chatterin aus. Diese spricht von einer Störung, einem *Blackout*, bei dem sie die Zeitorientierung verliert und damit auch in ihrem Selbstbild erschüttert wird. Sie bekommt zu hören, dass dies auch anderen passiert, und gewinnt wieder Vertrauen zu ihrem Wirklichkeitsverhältnis.

Ihre Ratgeber beriefen sich nicht nur auf ähnliche Erfahrungen in ähnlichen Situationen, die eine solche Desorientierung als typisch, regelhaft, nachvollziehbar und somit kontrollierbar erscheinen lassen und Orientierung in der Desorientierung schaffen, sondern liefern auch Diagnosen. Ursache der erlebten desorientierenden Erfahrung ist der Umstand mangelnder Strukturen im Allgemeinen und Zeitstrukturen im Besonderen. Diese Erfahrung kann, wie die Mit-Chatter darlegen, auf Phasen klarer zeitlicher Strukturierung folgen, wenn diese plötzlich einem Vakuum Raum verschaffen.

Desorientierung entsteht dabei, gewollt banal, ja tautologisch ausgedrückt, durch den Wegfall von Orientierungen, und diese sind nicht primär das Produkt autonomer subjektiver Setzungen und bewusster individueller Entscheidungen, sondern gehören zu einem kollektiv durchgesetzten und geteilten Referenzrahmen, genannt »Normalität«. Hierbei handelt es sich um ein Ensemble gesellschaftlich konstruierter und institutionalisierter Ordnungen von Zeit und Raum, das den Individuen vorausgeht und es ihnen nach einem langen Prozess der Einfleischung beziehungsweise Internalisierung und Naturalisierung dieser Ordnung ermöglicht,

Bescheid zu wissen über die jeweiligen Situationen, die sie antreffen, das heisst die es ihnen erlauben, die örtlichen, zeitlichen und personellen Gegebenheiten wiederzuerkennen, anzuerkennen und sinnhaft miteinander in Beziehung zu bringen. Orientierung also meint die gesellschaftlich organisierten alltagsweltlichen Strukturen und Anhaltspunkte, die es den Individuen dank ihrer relativen Verlässlichkeit und Stabilität erlauben, sich qua Gewöhnung und Antizipation, bewusst oder unbewusst, zurechtzufinden.

Dort, wo diese Ordnung gestört oder gar zerstört wird – man denke etwa an Katastrophen, Ausnahmezustände wie Krieg, totale Institutionen wie das KZ et cetera –, entsteht kollektive Desorientierung im Sinne eines gesellschaftlich hervorgebrachten Zustands, bei dem diese Verlässlichkeit (Vertrautheit) räumlicher, zeitlicher, situativer und personeller Referenzen schwindet oder verloren geht und die Individuen »orientierungslos« und ratlos zurückerlässt.

ORIENTIERUNG/DESORIENTIERUNG: EINIGE ANTHROPOLOGISCHE ÜBERLEGUNGEN ZUR PREKARITÄT MENSCHLICHEN ORIENTIERUNGSVERMÖGENS

Wie das vorausgehende Fallbeispiel in all seiner Alltäglichkeit und Banalität illustrieren sollte, ruht die Lebenswelt des Menschen auf einem komplexen Ensemble an Plausibilitätsstrukturen, habitualisierten Erwartungen und entsprechenden Dispositionen, die in Zeiten der »Normalität« Sicherheit stiften und es ihm erlauben, ohne permanente Problematisierung und kritische Reflexion seinen Weg durch den gesellschaftlichen Alltag zu finden und an seiner Praxis aktiv zu partizipieren. Diese Plausibilitätsstrukturen jedoch sind wesentlich fragiler und dünnhäutiger, krisenanfälliger und verwundbarer, als es sich das spätmoderne, hoch individualisierte Individuum träumen lässt beziehungsweise es mit seinem Selbstbewusstsein in Einklang zu bringen ist.

Erinnern wir kurz an die Lehre der Anthropologie: Nach einem weitgehenden Konsensus kommt der Mensch als ein hochgradig instinktreduziertes Mängelwesen auf die Welt, wie Arnold Gehlen (1961) es auszudrücken pflegte. Das Menschenkind müsste, um bei der Geburt in etwa den Reifegrad anderer Säugetiere zu haben, eigentlich ein ganzes Jahr länger im Uterus verbracht haben. Stattdessen wird es als »normalisierte Frühgeburt« in die Welt gesetzt, wo es in einem langfristigen Zustand extremer Hilflosigkeit ausharren muss und nur dank einer intensiven Versorgung und Betreuung durch seine Umwelt in einem »sozialen Uterus« (Portmann 1963) überhaupt überlebensfähig ist. Zugleich ist diese enorme gesellschaftliche Bedürftigkeit aber aus anthropologischer Sicht die zentrale Voraussetzung für die Kulturfähigkeit des Menschen. Als instinktreduziertes Säugetier mit extrem geringen körperlichen Selbstschutz- und Versorgungskompetenzen ist das Menschenkind im sozialen Uterus in positiver Wendung »sozialisationsfähig«, prädisponiert, um über langjährige, gesellschaftlich organisierte Lernprozesse zu einem gattungsspezifischen Habitus zu gelangen. Während dieser (an Zeit, Energie und Sorge) aufwendigen Sozialisationsphase werden dem Neunkömmling in der gesellschaftlichen Welt all jene kulturellen Kompetenzen und Erfahrungen gesellschaftlich vermittelt, die er braucht, um sich zukünftig in ihr mehr oder minder autonom orientieren und bewegen zu können. Dank der Instinktreduktion und der hiermit einhergehenden extremen Plastizität des menschlichen Habitus kann eine umfassende kulturelle Prägung aller kognitiven, affektiven und körperlichen Dispositionen stattfinden und sich die jeweils soziohistorisch gegebenen Strukturen gesellschaftlicher Praxis können sich dauerhaft in Leib und Seele einschreiben. Dieser langwierige Prozess der Inkorporierung gesellschaftlicher Praxis führt hierbei zu einer Einfleischung und Naturalisierung durch und durch kultureller Muster, die bis in die feinsten kapillaren Verästelungen des menschlichen Habitus prägend wirken und sich im Laufe des Sozialisationsprozesses mehr und

mehr in einer »zweiten Natur« zum Ausdruck bringen. Dies trifft auf die gesellschaftliche Konstruktion des Körpers und seiner Techniken, wie Marcel Mauss (2003) in seinem klassischen Essay zu diesem Thema überzeugend herausgearbeitet hat, ebenso zu wie auf die Kategorien der Wahrnehmung von Zeit und Raum, Selbst und Fremdes, Individualität und Gesellschaftlichkeit.

Aus der Sicht der Sozialanthropologie bedarf es eben nicht der kantschen Vorgabe an beziehungsweise eingeborener Kategorien der Wahrnehmung als deren Möglichkeitsbedingung. Vielmehr tritt die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit in diese erkenntnistheoretische Schlüsselposition. Das Orientierungsvermögen des instinktreduzierten Mängelwesens Mensch entsteht durch die Gesellschaft in der und kraft derer er existiert. Dies bietet unglaubliche Chancen der kulturellen Entwicklung und Perfektionierung, birgt zugleich aber auch enorme Risiken, denn das vom Individuum inkorporierte gesellschaftliche Koordinatensystem, welches ihm Orientierung in einer hyperkomplexen Welt bietet, unterliegt hierdurch soziohistorischem Wandel, der mehr oder minder schnell und einschneidend und dadurch destabilisierend und desorientierend für die von ihm betroffenen Subjekte sein kann. Hiervon soll im Folgenden die Rede sein.

DIE ZWEI GESICHTER EINER KOLLEKTIVEN DESORIENTIERUNG

Eine zentrale Quelle des Leidens an gesellschaftlichen Lebensbedingungen findet sich im raschen, radikalen oder gar revolutionären Wandel von gesellschaftlichen Strukturen und alltäglichen Lebensverhältnissen. Dieser schlägt sich in einem Bruch zwischen den vom Menschen internalisierten beziehungsweise sprichwörtlich »einverleibten« gesellschaftlichen Strukturen (dem Ensemble an Denkschemata, moralischen Standards und Verhaltensgewohnheiten, das Pierre Bourdieu als »Habitus« bezeichnet) und den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nieder und

produziert das, was der Soziologe »Anomie« nennt, das heisst einen Mangel an normativen Koordinaten und Orientierungen, an denen man seine Erwartungen und Handlungen mit einiger Verlässlichkeit ausrichten kann.

Anomie bezeichnet einen Zustand von Gesetzlosigkeit, Regellosigkeit, mangelnder sozialer Ordnung und des Zusammenbruchs kultureller Ordnung, mangelhafter gesellschaftlicher Integration und Desorientierung. Damit wird eine gesamtgesellschaftliche Situation beschrieben, in welcher herrschende Normen auf breiter Front ins Wanken geraten, bestehende Werte und Orientierungen an Verbindlichkeit verlieren, die Gruppenmoral eine starke Erschütterung erfährt und die soziale Kontrolle weitgehend unterminiert wird. Nach Durkheims Ansicht entsteht beim Zusammenbruch des normativen Koordinatensystems einer Gesellschaft ein Zustand unbegrenzter Aspirationen. Da diese nicht gesättigt werden können, ist andauerndes soziales Unbehagen die Folge, das sich in statistisch messbaren Störungen negativer sozialer Akte ausdrückt (Selbstmord, Kriminalität, Ehescheidungen et cetera). Zur Extremform der Desorientierung und Destabilisierung, dem anomischen Selbstmord, kann es nach Durkheims empirischen Studien sowohl in Phasen ökonomischer Depressionen wie auch in Hochkonjunktoren kommen, da in beiden Fällen die Orientierung an dem gewohnten Verhältnis von gesellschaftlichen Zielen und den Mitteln zur Erreichung dieser Ziele gestört ist.

Entweder sind die Ziele wegen wirtschaftlicher Not unerreichbar oder durch Wohlstand zu schnell erreicht, sodass sie ihre handlungsorientierte Wirkung verlieren. Dies führt zu Desorientierung. Genau hierum wird es beim folgenden Versuch einer kleinen Zeitdiagnose mittels empirischer Erforschung aktuellen sozioökonomischen Wandels gehen.

Wir leben heute in einer Zeit massiver wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Umbrüche. Darüber besteht

bei allen Experten der Sozial-, Wirtschafts- und Humanwissenschaften ein ausgeprägter Konsens, und man ist sich auch einig darin, dass dieser radikale Wandel ungefähr in den Jahren ab 1980 begonnen hat. Nur wählt man für die Kennzeichnung dieses Wandels sehr unterschiedliche Konzepte und spricht von »Globalisierung«, »postindustrieller Gesellschaft« oder »Neoliberalismus«.

Im Rahmen dieses Wandels kommt es nach dem in zahlreichen sozialwissenschaftlichen Publikationen dokumentierten Stand der Forschung zu einer grundlegenden Veränderung der normativen Anforderungen an den Arbeitnehmer beziehungsweise – um es zeitgemäss auszudrücken – an das heutige Humankapital. Zu den von Luc Boltanski und Ève Chiapello anhand einer Langfristanalyse von Managementdiskursen der letzten Jahrzehnte identifizierten Schlüsselbegriffen zur idealtypischen Beschreibung dieses normativen Anforderungsprofils eines marktgerechten Arbeitnehmers zählen in alphabetischer Folge: Autonomie, Employability, flexible Einsatzfähigkeit, Impulse geben können, innovatorisch sein, Kommunikationsfähigkeit, Kompromissfähigkeit, Kreativität, lebenslanges Lernen, andere mitreissen können, Mobilität, Plurikompetenz, Projektmanagement, Risikobereitschaft, Selbstmanagement, Selbstsicherheit, Selbstevaluation, soziales Kapital schöpfen, Spontaneität, Verfügbarkeit, Vermittlerfunktion, Vernetzung, Vielfalt der verfolgten Projekte, Visionär sein et cetera (Boltanski/Chiapello 2003). Es dürfte sich von selbst verstehen, dass dieses Kaleidoskop an erwarteten Kompetenzen nicht jederman in gleichem Masse zur Verfügung steht.

Kleinsten gemeinsamen Nenner dieses Steckbriefs des idealen Arbeitnehmers scheint zu sein: Er arbeitet stetig und lebenslang an der Perfektionierung oder zumindest Bewahrung seines »Humankapitals« in Gestalt seines inkorporierten kulturellen und sozialen Kapitals, denkt und handelt im Rahmen von je befristeten und begrenzten Projekten statt in Dimensionen lebenslanger beruflicher

Karrierevorstellungen, situiert sich im Kontext personengebundener sozialer Netzwerke (seinem »sozialen Kapital« an aktivierbaren Ressourcen der Unterstützung), statt auf institutionalisierte Netzwerke zu bauen. Der *employable man* orientiert sich an seinem eigenen, in Gestalt von konkreter Nachfrage messbaren Marktwert, ohne nach einem dauerhaften Status zu streben, und begnügt sich mit einer konjunktur- und situationsabhängigen Lebensführung, anstatt sich an einen langfristigen Lebensentwurf zu klammern. Der marktgängige Arbeitnehmer ist geografisch mobil, beruflich flexibel und weiss dies mit seinen privaten Lebensarrangements in Einklang zu bringen, welche dadurch tendenziell auch den Charakter von zeitlich begrenzten Projekten annehmen.

Der beschriebene ökonomische Habitus des *employable man* spiegelt direkt die allgemeinen Grundzüge der neoliberalen Wirtschafts- und Gesellschaftslehre wider. Hierzu zählen Aspekte wie Optimierung der Markttransaktionen (Zahl und Frequenz), Optimierung der Vertragsabschlüsse (Zahl und Frequenz), Reduktion des Inhalts von Verträgen auf die effektiv zu erbringende Leistungen (reiner Leistungslohn und reiner Zweckkontrakt), Glaube an die rationale und moralische Notwendigkeit des Markts, stetige Ausdehnung und Intensivierung des Markthandelns im gesellschaftlichen Raum, Ausräumen aller der reinen Marktvergesellschaftung im Wege stehenden Schranken, Schaffung von Quasimärkten beziehungsweise Submärkten auch im Inneren ein- und desselben Unternehmens, fester Glaube an die Überlegenheit der Marktgesellschaft als Ergebnis eines offenen Prozesses und charismatische Verückung vor der Sozialfigur des Unternehmers als Vorbild eines sensibel und rational auf die Marktkräfte reagierenden moralisch überlegenen Akteurs (Treanor 2003). Soweit der in vielfältigen sozialwissenschaftlichen Studien diagnostizierte Wandel der gegenwärtigen Arbeitsgesellschaft auf makrostruktureller (Wirtschaftsstrukturen) wie individueller Ebene

(Habitus). Doch wie stellt sich ein solcher Prozess aus der Sicht konkreter Akteure, aus der subjektiven Erfahrung der Betroffenen heraus dar? Dieser Frage gingen wir in einer kleinen Feldforschung zur Transformation eines Schweizer Traditionsunternehmens nach.

MENSCHEN IM MAHLSTROM DER MODERNISIERUNG

1997 bekamen wir, das heisst eine kleine Gruppe von Soziologen, die Möglichkeit, den grundlegenden Wandel eines Schweizer Traditionsbetriebs aus nächster Nähe zu beobachten und zu analysieren. Nach der Fusion mit einem anderen inländischen und nachfolgend dem Zusammenschluss mit einem nordamerikanischen Unternehmen der gleichen Branche wurde diese Zusammenlegung für die Durchsetzung einer weitreichenden und tief gehenden Rationalisierung und Modernisierung genutzt. Zu diesem Zwecke holte man sich eine weltweit bekannte Unternehmensberatungsfirma ins Haus, die den Plan für eine Totalrenovation ausarbeitete und umsetzte. Möglichst viele Arbeitsplätze sollten eingespart werden, und hierbei legte man die Elle der *employability* an, um die rund 4 000 Überzähligen, sozusagen den Ausschuss des Modernisierungsprozesses, auszusortieren. Das Prinzip der *employability* wurde dabei nach den Plänen der für den Umbau zuständigen Berater in Form von Workshops umgesetzt: Alle Mitarbeiter der fusionierenden Unternehmung wurden eingeladen, um an ausgewählten Tagungsorten einen Wettkampf um ihr Verbleiben beziehungsweise Überleben zu bestehen und dabei zu beweisen, dass sie gegenüber ihren Konkurrenten ein höheres Mass an *employability* aufzuweisen hatten. (1) Um die Verlierer nicht einfach auf der Strasse

sitzen zu lassen (was für das Image des Unternehmens wenig erfreuliche Schatten werfen könnte), entwarf das Unternehmen einen recht grosszügigen Sozialplan und dieser gab denn auch den Rahmen dafür ab, Soziologen auf den Plan zu rufen. Die mit dem »sozialverträglichen« Personalabbau beauftragte Gruppe von Kadern des Unternehmens liess uns Einblick in ihre Arbeit nehmen und ermöglichte es uns, die sozialen und menschlichen Folgekosten der vonstatten gehenden Rationalisierung zu beobachten und zu analysieren.

Unsere Forschung bediente sich unterschiedlicher Methoden wie teilnehmender Beobachtung, Auswertung schriftlicher Quellen unterschiedlichster Herkunft und Funktion, statistischer Auswertung von Personalakten (sozio-demografische Profile der Population freigestellter Mitarbeiter nach soziologisch relevanten Kriterien wie Alter, Herkunft, Familienstand et cetera) und insbesondere qualitativer Interviews mit mehr als 100 Betroffenen unterschiedlichster Statuspositionen im Unternehmen. Hierbei ging es darum, die menschlichen Erfahrungen mit dem erlebten Umbruch aus Sicht der Betroffenen ans Licht zu bringen und deren Zeugnisse einzuholen und festzuhalten. Dieses Kernstück des Projekts diente unter anderem dem Zweck, den Wandel des Unternehmens, welcher in künftigen Zeiten wohl hauptsächlich aus der Vogelperspektive der Unternehmensspitze als einschneidender Erfolg einer Anpassung an die Zwänge des Markts und verschärfter globaler Konkurrenz gefeiert werden wird, auch aus der Froschperspektive des ganz normalen Angestellten zu sehen und deutlich zu machen, dass es sich bei diesem Unternehmenswandel um eine zweiseitige Angelegenheit handelt. Er bringt nicht nur aufseiten der ihn passiv wie einen Schicksalsschlag

erleidenden Alltagsmenschen enorme Verlustgefühle und Leiden mit sich, sondern destabilisiert auch das Verhältnis der im Unternehmen Verbleibenden dauerhaft, zerstört langfristig das Vertrauen, das der einfache Arbeitnehmer in das Unternehmen setzte, und schlägt sich im sogenannten *Survivor-Sickness-Syndrom* nieder, welches für das Unternehmen selbst langfristig negative Konsequenzen in Form von sinkender Identifikation (die viel beschworene *Corporate Identity*) und Arbeitsmotivation haben kann.

Mittels der statistischen Auswertung der demografischen und sozialen Merkmale der rund 4 000 aussortierten Menschen, der Überzähligen, konnten wir zunächst der Frage nachgehen, ob denn der postulierte Wettkampf ums Überleben tatsächlich so egalitär wie behauptet vor sich ging, oder ob es typische Verlierer- und typische Gewinnerprofile gab.

Schauen wir uns zu diesem Zweck einmal das Profil der »Verlierer« bei dieser Ausscheidungskonkurrenz an. Fragt man nach den persönlichen Merkmalen und Profilen, die den Arbeitnehmer der fusionierenden Unternehmen für eine Freistellung prädisponierten – in gewissem Sinne also »Handicaps« in der Konkurrenz um knappe (beziehungsweise aus Rationalisierungsgründen in der Logik der *Shareholder-Value* künstlich verknappte) Stellen –, so stösst man zunächst auf den Faktor Geschlecht. Frauen waren bei der Population ausgesonderter Mitarbeiter, den *leaver*, weit überrepräsentiert, was zu einem guten Teil mit einem weiteren Typus des Handicaps beziehungsweise der sozialen Verwundbarkeit zusammenhängen dürfte: der Familiensituation. Wie unsere statistische Analyse offenlegte, scheinen Mütter von Kleinkindern, aber auch noch von schulpflichtigen

Kindern in ihrer vom Unternehmen evaluierten *employability* stark beeinträchtigt (»gehandicapt«) zu sein und wurden weit überdurchschnittlich oft freigestellt (2), während Vätern in vergleichbaren Familienverhältnissen ein solches Schicksal als »strukturelle Opfer« der Modernisierung erspart blieb. Kinder als Handicap? Glaubt man, dass unsere fortgeschrittenen Industriegesellschaften in Sachen Geschlechterungleichheit doch einige Fortschritte gemacht hätten, so wird man angesichts aktueller sozioökonomischer Veränderungen schnell eines Besseren belehrt.

Weiterhin erwies sich der Faktor Alter als zentrales Selektionskriterium: Bereits ab 45 Jahren wurden Arbeitnehmer signifikant häufiger freigestellt, ab 55 Jahren waren sie aber prinzipiell von einer Frühverrentung betroffen, eine Entscheidung, die aufgrund ihrer für das Unternehmen katastrophalen Folgen schnell revidiert wurde. (3)

Auch das kulturelle Kapital in Form von schulischen und universitären Diplomen erwies sich als einschneidendes Selektionsprinzip: Je geringer das schulische Kapital, desto grösser die Ausscheidungswahrscheinlichkeit – so einfach lesen sich die aus der statistischen Auswertung der Profile von Gewinnern und Verlierern destillierten Kriterien. Es kommt noch ein geografisches beziehungsweise sozialtopografisches Selektionselement hinzu, welches die spezifischen historisch gewachsenen Verhältnisse der Schweiz gut widerspiegelt: Arbeitnehmer aus den französisch- und italienischsprachigen Regionen des Landes waren deutlich häufiger dem Risiko des Arbeitsplatzverlusts ausgesetzt als jene aus der Deutschschweiz, und das sich in dieser Form der Sonderung zum Ausdruck bringende Prinzip der Dominanz des Zentrums

(die Deutschschweiz als zentraler Wirtschaftsstandort) spielte auch innerhalb dieses dominanten Sprachraums nochmals nach der Logik der Zentralität (Zürich als Kapitale des Kapitals der Schweiz war der Ort, an dem es sich am ehesten »überleben« liess, Baselland oder die Ostschweiz hingegen gaben schlechte Standorte im Rennen ums Verbleiben ab).

Kommen wir nun aber zu einem gerade für den Arzt als Leser der Zeilen eines Soziologen wichtigen Aspekt der Analyse des Leidens an aktuellen gesellschaftlichen Veränderungsprozessen. Innerhalb der Gruppe der ausgesonderten *unemployable men* des Unternehmens trafen wir viele Personen an, die oft seit geraumer Zeit mit gesundheitlichen Problemen, seien sie körperlicher oder seelischer Art, zu kämpfen hatten (vgl. Schultheis 2004).

Hier trafen wir Mitmenschen an, die uns von ihrem vermeintlich individuellen Schicksal berichteten und in Wirklichkeit Zeugnis von einer Renaissance der kollektiven Intoleranz gegenüber Schwächen und Makeln aller Art ablegten. Sie hatten einen Prozess der allmählichen Sicherung gegen die von ihnen hautnah erfahrenen körperlichen und psychischen »Pathologien« miterlebt und neue Gewissheiten und Identitäten angesichts dieser Zivilisierung menschlicher Lebensbedingungen gewinnen können. Die jetzt über sie hereinbrechende Katastrophe traf sie umso unvorbereiteter: Die »neuen Unsicherheiten nach den sozialen Sicherungen«, wie es Robert Castel (2003, S. 43) ausdrückt, treffen auf Menschen, die ihnen umso schutzloser ausgeliefert scheinen, als die Prozesse der Individualisierung und Modernisierung alltäglicher Lebensverhältnisse, an denen sie nicht zuletzt aufgrund der sozialen Sicherungen teilhaben konnten, sie aus ihren traditionel-

len Vergemeinschaftungsformen (Familienverband und erweiterte Verwandtschaft, Nachbarschaft, Kollegen et cetera) »freigesetzt« haben und dieser Individualismus bei ihnen nun »negativ« zu Buche schlägt.

Die befragten »Freigestellten« berichteten uns von persönlichen Dramen, fatalistischer Hinnahme des Unglücks wie angesichts einer Naturkatastrophe, von Wut und Hass auf das Unternehmen, Selbstzweifeln, Resentiments gegenüber bestimmten Vorgesetzten. Hauptsächlich aber sprachen die Befragten von einem grundlegenden und tief gehenden Gefühl des Verlusts, des Verlusts an Heimat, an Identität, an Zwischenmenschlichkeit und Gemeinschaft und allen voran des Verlusts an Vertrauen in die Gesellschaft und deren Zusammenhalt.

DIE NEUE VERWUNDBARKEIT DIESSEITS DER SOZIALEN SICHERUNGEN

Die zeitgenössische Gesellschaftsdiagnose hat demnach, wie es die hier versammelten Zeugnisse von Zeitgenossen in sehr unterschiedlichen Spielarten und Ausprägungen widerspiegeln, immer mehr mit neuen Verwundbarkeiten zu tun, die alle jene in ihrer Existenz bedrohen, die nicht über das Privileg verfügen, sich den zur allgemeinen Norm erhobenen Anspruch auf selbstverantwortliche Lebensführung materiell leisten und ihn lebenspraktisch einlösen zu können. Wie Castel richtigerweise unterstreicht, bedarf es des Eigentums als materieller Möglichkeitsbedingung autonomer Lebensplanung und Lebensführung, um sich selbst »eigen« nennen zu können. Dort, wo Privateigentum in ausreichendem Masse vorhanden, oft schon von Geburt an ohne weiteres Verdienst in die Wiege gelegt, ist dies kein Problem. Wo aber

1 Es bedarf eigentlich kaum einer längeren Fussnote, um auf die besondere Brutalität dieser Form sozialer Auslese zu verweisen. Das sozialdarwinistische Prinzip des *survival of the fittest* wird unter den Bedingungen solcher »Überlebensübungen« ohne Umschweife zelebriert, und analog zu den traditionellen Ausscheidungskämpfen (von den Gladiatorenkämpfen im Zirkus des alten Rom bis hin zum modernen Sport oder medial inszenierten Wettbewerben aller Art) lässt sich auch hier die kollektive Illusion wahrnehmen, dass alles mit rechten Dingen zugeht.

2 Hier sei darauf verwiesen, dass auch Teilzeitarbeit ein deutlicher Indikator für die Verwundbarkeit von Angestellten im sozialen Selektionsprozess darstellt, allerdings signifikant mit den beiden genannten Faktoren weibliches Geschlecht und »Familienlasten« korrelierte und in dieser Weise für eine Ausgrenzung der dreifach Betroffenen prädisponierte.

3 Hier wie auch an vielen anderen Orten muss der Soziologe schlicht seinen

Erstaunen Ausdruck geben und gestehen, immer wieder davon überrascht zu werden, mit welcher Weltfremdheit und Naivität hoch bezahlte Berater wider allen gesunden Menschenverstand ihre am grünen Tisch der Wirtschaftshochschulen erworbenen abstrakten Modellierungskünste kontraktlich der Wirklichkeit bzw. oktrojieren wollen. Eigentlich müsste man wissen, dass man das soziale Gedächtnis eines Unternehmens zerstört, wenn man eine ganze Generation schlicht vergessen macht. Aber gesellschaftliche Eliten funktionieren nun einmal nicht nach Prinzipien des gesunden Menschenverstandes.

Menschen nur über ihre Arbeitskraft verfügen, um sie auf dem Markt gegen Subsistenzmittel einzutauschen, dort herrscht eine fundamentale Prekarität, Unsicherheit und Verwundbarkeit. Nun haben unsere kapitalistischen Gesellschaften in einem langwierigen Lernprozess Formen der sozialen Sicherung hervorgebracht, die gegen die Standardrisiken der Erwerbsarbeit, das heisst vor allem Invalidität, Alter, Krankheit und Arbeitslosigkeit, ein Mindestmass an kollektivem Schutz gewähren und eine Art ‚Sozialeigentum‘, wie Castel es treffend nennt, fest institutionalisiert haben. Dieser enorme Fortschritt hin zu einer Anerkennung und Garantie universeller sozialer Teilhaberechte ging einher mit einer Art nachholenden Individualisierung bei den unteren Gesellschaftsschichten, deren sozialer Habitus mehr oder minder deutliche Zeichen einer Ver(klein)bürgerlichung aufweist.

Mit diesem langfristigen Transformationsprozess einher gingen aber auch Auflösungen traditioneller Sozial- und Solidarformen – von der Familie und der erweiterten Verwandtschaft über Nachbarschaft und Gemeinde bis hin zu gewerkschaftlichen und politischen Organisationsformen, die in ihren unterschiedlichen Kombinationen das widerspiegelten, was man noch in den Zeiten des Wirtschaftswunders der ›Arbeiterkultur‹ zurechnete. Auch diese Formen der Vergesellschaftung in den Volksklassen haben im Zuge der Individualisierung alltäglicher Lebensformen und Verhaltensmuster eine rasche und nachhaltige Erosion erfahren. Und auf dem Wege vom traditionellen zum traditionslosen Arbeitnehmer sind viele der gemeinschaftlichen Ressourcen an Schutz und Solidarität – wohl unwiederbringlich – verschwunden. Hier liegt das radikal Neue der sich abzeichnenden ›neuen‹ sozialen Frage: Der schrittweise Abbau sozialer Sicherungen

und der Rückzug des Staats aus der Verantwortung für eine solidarische Daseinsvorsorge trifft nunmehr hochgradig individualisierte Individuen, die dem kalten Wind einer radikalen Marktvergesellschaftung schutzlos ausgeliefert sind, weil ihr Habitus nun grundlegend durch die schrittweise Gewöhnung an ein Mindestmass an Schutz vor den Unwägbarkeiten des Alltags in der kapitalistischen Wettbewerbsgesellschaft geprägt ist. Nachdem sich bei ihnen schrittweise ein Muster der alltäglichen Lebensführung im Schutz sozial- und arbeitsrechtlich verbürgter Verlässlichkeiten und Berechenbarkeiten herausgebildet hat, entziehen die neuen Radikalisierungen der Marktvergesellschaftung aller Lebenszusammenhänge diesem gesellschaftlichen Habitus die Grundlage. Es tritt eine wachsende Kluft in Erscheinung zwischen diesen eingefleischten Gewissheiten und deren schnell erodierenden Gegenstücken in Gestalt kollektiver Garantien. Dies lässt die Menschen ratlos und verunsichert zurück: Die gesellschaftlichen Spielregeln wurden kurzfristig redefiniert, der Spielsinn der Betroffenen aber, fussend auf einem langfristigen Prozess des Einübens in dieses Spiel und dem Glauben daran, dass es dabei mit rechten Dingen zugeht und es sich doch lohnt mitzuspielen, hinkt aufgrund seiner beachtlichen Beharrungskraft hinter dieser Entwicklung her. Die zugleich individuelle wie kollektive, subjektive wie gesellschaftliche Desorientierung, die hierbei spürbar wird, kann sich in vielerlei Formen zum Ausdruck bringen. Am beruhigendsten ist es, sie zu pathologisieren und zu therapieisieren, sie also als Phänomene individuellen Leidens an individuellen Lebensschicksalen beziehungsweise an dem Unvermögen, sich dem Laufe der Zeit anzupassen, zu interpretieren, anstatt nach ihren gesellschaftlichen Ursachen zu fragen.

Literatur

- Luc Boltanski und Ève Chiapello, *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2003.
- Robert Castel, *Die Metamorphose der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*, Konstanz: UVK, 2000.
- Ders., *L'insécurité sociale*, Paris: Ed. du Seuil, 2003.
- Arnold Gehlen, *Anthropologische Forschung*, Reinbek: Rowohlt, 1961.
- Marcel Mauss, *»Les techniques du corps«*, in: Ders.: *Sociologie et anthropologie*, Paris: La Découverte, 2003, S. 43–51.
- Adolf Portmann, *Zoologie und das neue Bild des Menschen*, Frankfurt: Suhrkamp, 1963.
- Franz Schultheis: *»Der Soziologe, der Arzt und die Diagnose alltäglichen Leidens in der neoliberalen Marktgemeinschaft«*, in: *Primary Care*, 87, 2004, S. 64–70.
- Franz Schultheis und Kristina Schulz (Hg.): *Gesellschaft mit begrenzter Haftung*, Konstanz: UVK, 2006.
- Paul Treanor, *web.inter.nlnet/users/Paul.Treanor/neoliberalism.html* - 57k, 2003.

Social disorientation and the new spirit of capitalism
Franz Schultheis

As a rule, the term disorientation is used to describe an inadequate capacity to "get one's bearings" in reality or a loss of the ability to direct oneself, which is traced back to different pathological symptoms such as dementia or physical defects. Disorientation is said to be "the incapacity to orientate oneself in relation to time, space, and person; attendant symptoms include impaired consciousness and severe erosion of intelligence and retentiveness." (Wikipedia)

This individualistic anamnesis of disorientation, which, so to speak, naturalizes it, silently presumes a self-evident, objective reality and ascribes the responsibility for "orientation" in this reality to the individual, regardless of how this reality is shaped. The fact that this clinical picture is referred to by doctors and psychiatrists, psychologists and teachers as part of their everyday work is not being questioned here. What is being questioned is the treatment of orientation and disorientation solely as a physiological or psychological defect at an individual level. If we take, for instance, the phenomenon of suicide as an indicator of an extreme form of existential crisis and loss of orientation, then, at least since the publication of Durkheim's groundbreaking work *Suicide*, it has been clear that suicide also represents a social phenomenon that exhibits a certain social regularity and rule-governed character and whose causes are to a great extent rooted in the dynamics of social life. The thesis presented here argues analogously that the complex question of orientation and disorientation needs to be dissociated from the reductionist, subjectivist viewpoint and interrogated in terms of its elementary and constitutive social factors. In this context, the reality which individuals may experience as precarious under certain conditions is not seen as a quasi-natural, self-evident given but as a social construction.

From a constructivist point of view, this reality is certainly not an unchallengeable fact, but rather a socio-historical construct generated by complex collective practices and collective ascriptions. These social constructions have a greater or lesser degree of duration and reliability and offer the participating subjects more or less stabile orientations and plausibility structures for the everyday conduct of their lives. Just how fragile these coordinate systems for everyday life can be is something all of us have probably had to experience to some extent. The following conversation located on the Internet through a Google search using the keyword "disorientation" provides a concrete expression of this experience.

BLACKOUT: SUBJECTIVE EVIDENCE OF A SOCIAL EXPERIENCE

Rosnela describes the following problem in a chat room conversation: "My problem is this: a few times lately I haven't been able to remember which day it is, whether it's Monday or Tuesday, for example. It's as if I've had a total

blackout. I should add that I recently finished my final high school exams and have been on holidays for around six weeks (perhaps that's the reason). I'm really worried about this. Has anyone else had this experience or should I be worried about it? Any answers would be very welcome." Rosnela doesn't have to wait long for an answer. A contemporary using the pseudonym "Mouse" answers with the following words of comfort: "I assume that you had a daily rhythm up until your exams and now you're on holiday you haven't been keeping one. Try to get a rhythm back in your life and maybe think about pursuing some meaningful activity until you start at university. Otherwise, try to get up, eat, etc. at regular times." Another chat room participant, Seanet7, knows from experience how one can end up feeling this sort of disorientation, reporting: "When I was on night duty for a while, I had to ask myself sometimes which day it was." Greetings, Seanet7. The next response is more analytical: "That happens to me when I don't have a fixed structure in my life (such as work), but just sit around at home, sleep late, and so on. Last Thursday, I thought it was already Friday." Grass Stem. Rosnela is thus not alone with her concerns: she shares them with others, which in itself has a calming effect: "Many thanks. It's at least reassuring to know that other people have had this experience. I'm a bit of a hypochondriac and I was getting worried, especially since my general sense of time is completely out of whack at the moment. I sometimes don't know whether something happened yesterday, the day before, or even earlier. Somehow everything seems totally hazy." Rosnela.

An interesting reversal provides the crowning moment of this spontaneous group-therapy session on the subject of disorientation: "Be happy. It's a sign that you are completely relaxed."

What is going on here? A number of visitors to a chat website exchange opinions about what is, in the first place, the purely individual experience of one of the participants. She talks about a disturbance, a "blackout," during which she loses her temporal orientation, an experience that challenges the way she sees herself. She hears that others have had this experience and regains confidence in her relationship to reality. Her advisors refer to similar experiences in similar situations, thus making this disorientation appear typical, defined, comprehensible and therefore controllable, and thereby generating orientation within disorientation. Moreover, they also offer diagnoses. The cause of the disorientating experience is the lack of structure in general and temporal structure in particular. This experience, the participants point out, can occur when a vacuum is suddenly created following phases in which time has been clearly structured.

To put it in intentionally banal – indeed, tautological – terms, disorientation occurs as a result of a loss of orientations, which are not primarily the product of autonomous, subjective determinations and conscious individual decisions